Augen der Mitschüler und Eltern, sondern auch in denen der Lehrer. Man habe bittere Erfahrungen über die Irrigkeit solcher Anschauungen machen müssen; nicht einmal im Kriege komme es so sehr auf körperliche Leistungen und gedankenloses Wagen und Draufgehen, als vielmehr darauf an, zu wissen, wann und wie man wagen müsse. Weiter zieht die Zeitung gegen die Beherrschung des ganzen sozialen Lebens durch athletische Vergnügungen mit ihrem Zubehör von Wetten zu Felde. England sei ein gewaltiger Spielplatz geworden und seine Stellung unter den Nationen leide darunter; die technische Erziehung sei niedriger als bei den Konkurrenten; die kommerzielle Arbeit beginne zu weichen und zwar nur infolge des Mangels an Spezialkenntnissen. Das ganze Erziehungs- und Unterrichtssystem bilde ein Chaos. Kurzum, die ganze Frage schneide tief in die Zukunft des Landes und der angelsächsischen Rasse ein.

Mexiko.

Die deutsche Kolonie zu Mexiko gründete im Jahre 1894 eine eigene Schule, um ihren Kindern eine Ausbildung nach dem Muster der deutschen Schulen zu sichern. Aus kleinen Anfängen und unter mancherlei Schwierigkeiten hat sich die Anstalt in der verhältnismässig kurzen Zeit ihres Bestehens weiter entwickelt, so dass sie nunmehr ein wohlorganisiertes Schulsystem bildet, welches drei Elementarklassen, sowie eine Realschule im deutschen Sinne bis zu Obertertia für Knaben und Mädchen und eine besondere Mädchenklasse umfasst. In Sexta und Quinta ist der Unterricht für Knaben und Mädchen gemeinsam, in den oberen Klassen dagegen geteilt. Der Lehrplan ist den Lehrplänen in deutschen Schulen angepasst, natürlich mit den Aenderungen, welche die besonderen Verhältnisse Mexikos erfordern. Die Unterrichtssprache ist die deutsche. An der Spitze der Anstalt steht seit dem Juli vorigen Jahres Professor August Heck, der vorher 11 Jahre an der Realschule zu Karlsruhe (Baden) thätig war; der Vorsitzende der Schulkommission ist Baron von Heyking, deutscher Gesandter und bevollmächtigter Minister. Die Schülerzahl betrug am Ende des letzten Schuljahres 128.

V. Vermischtes

Ein autobiographisches Urteil ueber „Robinson“. Professor G. F. Schumacher, vormaliger Rektor der Domschule zu Schleswig, Ritter vom Dannebrog, giebt uns in seinem heute noch lesenswerten, aber wohl vergriffenen Werke: Genrebilder aus dem Leben eines siebzigjährigen Schulmannes, ernsten und humoristischen Inhalts; oder: Beiträge zur Geschichte der Sitten und des Geistes seiner Zeit“ (Schleswig, 1841) eine interessante Darstellung von den Eindrücken, welche die Lektüre des „älteren Robinsons“ auf ihn, den neunjährigen Knaben, ausübten. „Mein Leben floss trübe dahin, besonders im Winter, wo ich selten hinaus durfte. Viel und oft hörte ich den Vorwurf, dass ich wohl verzehre und koste im häuslichen Kreise, aber nichts erwerbe. Es schmerzte mich, aber wie sollte ich erwerben? Ich wusste es nicht anzufangen. Dies alles wandte meine Gedanken und Gefühle von der Aussenwelt ab. In mir selbst fand ich noch nicht Stoff genug zum Ersatz durch Gedanken oder Selbstarbeit; so lebte ich in der Phantasie, und ein Buch, welches mich ganz der Gegenwart entfremdete, das war mein Himmel. Einer meiner Kameraden aus der Abendschule zeigte mir einst ein Buch, was ihm gehörte. Es war ein in braunes Leder gebundenes Exemplar des alten Robinson, (nach welchem Campe den seinigen nachher gearbeitet) er lieh ihn mir, und nie erinnere ich eines solchen Seelengenusses, als der war, mit dem ich, in einem stillen Winkel gekauert, mit Robinson und seiner Insel lebte. Die Form des Buches ist die langweiligste; die einzelnen Vorfälle im Stil eines Tagebuches erzählt; die Zahl der Schläge seiner Axt, um ein Boot zu machen, die Zahl der gefundenen Austern der Inhalt ganzer Seiten; aber wie genügend für mich! Ich war dadurch der herben Wirklichkeit entrückt, ich lebte mit ihm in Gedanken, empfand alle Schauer und Angst bei Erscheinung der Wilden, alle Freude bei seiner endlichen Rettung, bei der nur die einzige schmerzliche Seite für mich war, dass das Buch hier endigte. Von nun an aber spielte das Buch eine grosse Rolle in meinem innern Leben; ein Reich der Phantasie war mit ihm aufgegangen, und was mir wichtig war, die Gewohnheit einer solchen Gedankenabsonderung und die nie wieder erloschene Liebe zu einer Lektüre ähnlicher Art. Ich litt später jeden Winter an wunden Füssen durch Frost,

und konnte dann gar nicht hinaus. Mir ward die Zeit lang, denn alle Umgebungen waren traurig. Ich verging fast in unbestimmter Sehnsucht. Da fiel mir mein Robinson ein. Ich bat meine Mutter, hinschicken zu dürfen, um ihn von neuem zu leihen. Wie aber mein Seelenzustand war in der Zwischenzeit, ehe ich wusste, ob er kommen werde, meine Angst, er möge ausgeliehen sein, und wie mir zu Mute ward, als ich den Abgeschickten aus dem Fenster erblickte, mit einem braunen Buch unter dem Arm! Das kann belachen, wer dergleichen nicht zu verstehen weiss, aber nachempfinden kann es mir keiner. Ich fühle mich glücklich, zufrieden, selig im Besitz des Buches; alles Widrige der Gegenwart verschwand dagegen; ich nahm es, und suchte einen Lesewinkel. Ich habe Gourmands gekannt, die den teuren Leckerbissen langsam, langsam, genossen, um lange zu geniessen, und sich des köstlichen Geschmacks recht bewusst zu bleiben; so ging es mir. Ich las mit Fleiss, langsam, legte oft auf Minuten das Buch weg, um länger gut davon zu haben, und freute mich meiner wunden und oft sehr schmerzenden Füsse, weil ich ihnen diesen Genuss verdankte.

Diese Art, ein Buch zu geniessen, mich ganz der Einbildungskraft für die fremden Szenen hinzugeben, die Gegenwart zu vergessen, in der Abbsonderung von allen Aeussern meine Freude zu finden, ist mir für das ganze Leben geblieben; und ich glaube, hier liegt der Grund."

Sehr schoen werden die kindlichen Pflichten im „Sching Yu", einem gereimten chinesischen Jugendbuche, zur Darstellung gebracht:

„Das Kind bedarf der Eltern zarter Sorgen
bis angstvoll sie 3 Jahre es ernährt.
Des Vaters wachsam Aug', der Mutter Liebe
sie stehen selbst dem hohen Himmel gleich.
Nahrhaft sei drum die Kost, mit der der Sohn
für seine Eltern sorgt. Vor Winters Kälte
beschütz' er ihren schwachen Leib mit Seide.
In ihrem Alter wachse seine Pflege.
Beim Gehen stütze ihren Schritt sein Arm.
Beim Sitzen wart' er ihnen sorgsam auf;
Bequemlichkeit für sie sei seine Sorge,
und jeden Wunsch erfüll' er ihnen gern.
Wenn Schmerz und Krankheit ihre Kräfte schwächen,
erwache seine ganze Sorg' und Liebe:
er suche schnell Arznei, die jenen heilsam,
und hole des geschickten Arztes Hilfe.
Und wenn zuletzt des Scheidens Stunde kommt,
bereite Sarg und Grabtuch er mit Sorgfalt.
Ja, lebenslang mit Opfer und Gebet
Gedenk' er seiner Eltern ehrfurchtsvoll!"

Fuer Freunde der Einsamkeit! Die kleine vulkanische Insel Tristan da Cunha, zwischen Südafrika und Südamerika, mitten im Atlantischen Ozean gelegen, gehört zu den einsamsten Punkten der Erde. Im Mai vergangenen Jahres war es Kapitän Otto, Führer des Schiffes R. C. Rickmers, auf der Fahrt von New York nach Hongkong möglich, mit den wenigen Bewohnern des Felseneilandes in Verbindung zu treten. In den „Annalen der Hydrographie" berichtet er, dass, als sein Schiff 4 Seemeilen von der Insel entfernt war, ein mit 9 Personen besetztes Walboot längsseit kam und Fleisch, Milch, Eier zum Tausch gegen Mehl, Reis, Taback etc. anbot. Auch alte Kleidungsstücke wurden mit Dank angenommen. Die Insassen des Bootes waren gesund aussehende, kräftige Leute und beim Handel sehr bescheiden. Nach Aussage derselben leben auf der Insel gegenwärtig 63 Personen. Sie besitzen 5—600 Stück Rindvieh, sowie zahlreiche Schafe. Jedes Jahr einmal kommt ein englisches Kriegsschiff, um die Post zu bringen und mitzunehmen, auch etwaige Auswanderer abzuholen. Die Ernte war 1900 schlecht ausgefallen, da schwere Stürme dem Wachstum hinderlich gewesen waren. Fleisch, Gemüse, Eier, Butter, Milch, Kartoffeln sind auf der Insel im Ueberfluss vorhanden; es fehlt aber oft an Mehl, Thee, Kaffee, auch an Taback, obgleich nur 5 Raucher auf der Insel leben. Schiffe laufen Tristan da Cunha nur ganz vereinzelt an, seitdem der Walfang in diesem Meeresstriche ausserordentlich zurückgegangen ist. Die Leute erzählten, dass in der letzten Zeit häufig Dampfer vorbeigekommen seien, die aber nicht anhielten. Kapitän Otto vermutet, es seien Transportschiffe der englischen Regierung gewesen, welche Vieh von den argentinischen Häfen nach Kapstadt brachten. Nachdem die Insulaner etwa 45 Minuten an Bord gewesen waren, wurde Abschied genommen, und die Besucher schieden, anscheinend sehr zufrieden mit dem gemachten Tauschhandel. Tristan da Cunha, nach ihrem portugiesischen Entdecker (1506) benannt, hat einen Flächeninhalt von 164 Quadratkilometern, und sein erloschener

Vulkan erreicht eine Höhe von 200 Metern.

Denkmaeler oder Volksbibliotheken? Der allbekannte österreichische Volksdichter P. K. Rosegger schreibt: „Die Denkmäler erstehen, die poetischen Schöpfungen verstauben. Als ob die Dichter geboren würden und ihre Werke schrieben, damit einmal eine Denksäule, eine Figur ihren Namen trüge! Die Hoffnung, der Stolz, das Leben und die Unsterblichkeit eines Dichters besteht aber darin — gelesen zu werden, mit seinen Schöpfungen im Volke zu wirken, so lange es möglich. Ich weiss Denkmäler, die viele Tausende von Gulden kosten, die mit grösster Mühe zusammengebettelt werden. Bei der glänzenden Enthüllungsfeier sind sogar aus den Werken des betreffenden Dichters Aussprüche zitiert worden — im übrigen aber? Keiner kauft das Buch, keiner liest es. Wenn das grosse Kapital, das für ein Dichterdenkmal aufgebracht worden, zinsbar angelegt würde, und aus demselben jährlich Hunderte von Exemplaren der Werke des Dichters angeschafft und in der unbemittelten, aber lesefrohen und empfänglichen Bevölkerung für Volksbibliotheken richtig verteilt werden möchte — es wäre unvergleichlich zweckmässiger, es wäre ein wahrhaft lebendiges, unvergängliches Denkmal!"

(Deutsche Blätter für Erz. u. Unt.)

Die boesen Fremdwoerter.

Dozemol, wie mer im preissische Staat hot
„Franco" noch gesaat un noch „Billet" gesaat hot,
Wu mer noch sei Brief „recommandirt" hot,
Und der „Conducteur" ahm ins „Coupé" gefihrt hot:
Koom vo Atzelgift e Bauer her
Uff de Post: „Ob nit e Brief do wär?"
„ „Poste restante?" " froogt do der Mann am Schalter.
„Gott bewohr! Katholisch, Herr Verwalter!"

Bonn. J. E. W.

Einige neckische Fremdwoerter-Verdeutschungen. Souffleur = Kastengeist, Plagiarius = Schriftstehler, medizinisches Rezept = Himmelfahrtkarte, Korset = Busenfreund, Manuskript=Korbblüte, Prinzipal=Uebermensch.

Rechtschreibung der Eigennamen im Rheinland. Merkwürdig! die Name von all meine Kinner fangen mit S an: des Schorschche (George), des Schanche (Jean), des Scharlche (Charles), des Schanettche (Jeanette) und des Scharlottche (Charlotte). No des Klah (Kleine), des Zofiche (Sophie), sell fängt mit eme Z an!"

Humor. Lehrer: „Womit bestrafte Gott die Menschen beim Turmbau zu Babel?" Schüler: „Mit der Sprachlehre (Sprachverwirrung)."

Eine ergoetzliche Examengeschichte berichtet ein deutsches Schulblatt:

Die Religionsprüfung an der Volksschule in Y war vor versammelter Ortsschulbehörde gut vonstatten gegangen. Nun sollten die weltlichen Fächer vorgenommen werden. Da tritt plötzlich das jüngste Mitglied des Gemeinderates, Herr X, ehemaliger Abiturient einer Privatrealschule, Leibdragoner a. D. und Landwirt vor die Klasse: „Kinner!" sagt er, „kennt dir ah dess Gedicht von der Bergschaft?" „Ja!" war die Antwort. „Sou", wendet er sich an den Lehrer, jetzt weg a mol, Hr. Lehrer, lossese grad a mol miech mache!" Darauf verlässt der Lehrer das Schulzimmer, um Streit vor seinem Wegzuge zu vermeiden. „Kinner", fährt X fort, „basst a mol recht uff, mir wella jetzundet die Bergschaft vornemma, jedes vunich sagt sei Versch un nord erklära mars. Allo Jaköble, fang a mol a: Zu Dionis dem Dirannen schlich." S'Jaköble lasst also los, wird aber gleich mit der Frage unterbrochen: „Halt! Wisst dir a, was an Dirann is?" S'Friederle streckt den Finger: „An Tyrann ist ein First!" „Jo," meint Hr. X, „sell scho, awer doch nett so recht." S'Michele behauptet, ein Tyrann sei einer, wo die Leut misshandelt; auch diese Antwort befriedigt den Katecheten nicht. Schliesslich giebt er die Antwort selbst: „Ein Dirann isch einer, wu da Leit nett giebt, was se wella!" etc. Str. 8. „Kinner! wer is denn der Zais!" S'Babettel ruft: „Des ist der liebe Hergott." X: „Oho! Oho! sell net grad. Wer weiss es? Adam, was meinst du?" Sch. "Es ist einer von den lieben Göttern." X: „So dess isch besser! Weil ders awer nett recht wisst, will iechs euch saga. Die Alten häwa viel liebe Herrgötter khatt, un der Zais isch einer von denna lieba Herrgott." Str. 10. X: „Wisst'r a, was a Mörder isch? Mir wella ä mol seha. Isch Möros a Mörder, weil'r den wüschta Dirann hot umbringe wella?" Fritzel: „Ja!" X: „Ha, nett so ganz! Warum isch'r kai Mörder?" Andres: „Weil er den Tyrann hat totstechen wollen." X: „Jo, jo, des isch recht, — sell kennt als nix schada."